

Dort stand Clairisse, bleich und zitternd, und hinter ihr der Kunststreiter, den sie, wie es schien, in die offene Thür des Nebenzimmers zu drängen versucht hatte, denn er wehrte sie mit der Hand ab und verrieth in seiner entschlossenen Miene, daß er trotzig seinen Platz behaupten wollte.

Heinrich stand wort- und regungslos da. Er hatte die Liebe seines Weibes verloren, — er hatte alles verloren! O, daß er diese furchtbare Thatsache hätte auflösen dürfen, daß er die Augen weit hätte aufreißen können und sagen: „Gott sei Dank, alles, alles war nur ein böser Traum!“ Er würde Clairisse auf den Knien um Verzeihung gebeten haben, daß er in der letzten Zeit so wenig Beweise seiner Liebe gegeben, die doch so unendlich groß war. Er würde seine Staffelei lachenden Muthes zertrümmert, mit einem heiligen Schwure seiner Kunst für ewig entsagt haben, — er würde alle die Menschen, die er in bitterem Unmuth für seine Feinde gehalten, weil sie nicht an seinen Genius glauben wollten, freudetrunk an sein Herz gedrückt und sich glücklich gepriesen haben, ein einfacher, aber von seinem treuen Weibe geliebter Zeichenlehrer zu sein! Das alles war nun vorbei, vorbei! Halb wahn- sinnig vor Schmerz, stieß er einen wilden Schrei aus, wandte sich ab und verschwand.

Klairisse rief hinter ihm seinen Namen die dunkle Treppe hinunter, sie floh wieder zurück, um das Fenster aufzureißen und auf die Straße hinabzusehen, — sie erhielt keine Antwort. Zuletzt warf sie einen Mantel um und eilte hinunter. In Sturm und Finsterniß irte sie durch die Gassen, alle Personen anrufend, die in Gestalt und Gang nur irgend Ähnlichkeit mit dem Gesuchten hatten. Sie kam mehrmals an dem Flusse vorüber und spähte an seinen Ufern entlang und in die Wellen hinab; sie fand sich zwei, dreimal an denselben Orten wieder, ohne zu wissen, wie sie hingekommen sei. Endlich schwand ihr die Kräfte, mit welchen sie dem wüthenden Sturme, der sie bald vorwärts stieß, bald sich ihr entgegenstemmte, bisher widerstanden hatte.

Anknüpfend gegen die bleierne Schwere ihrer Hüfte und den letzten Rest ihrer Besinnung zusammenraffend, sah sie plötzlich am Nachthimmel einen blutrothen Schein aufsteigen und gefolgt von einer mächtigen Garbe fliegender Feuerpunkte, die sich wie glühende Mücken auf die Dächer der Häuser und auf das Pflaster der Straße setzten. „Feuer!“ heulte es von ferne noch in Clairisses Ohr, — dann sah und hörte sie nichts mehr.

Bald tönten die Feuerrufe in vielschmigem Echo, eilige Schritte wurden laut, immer und immer mehr Schritte, bis sie zu dem Getrappel ganzer Menschen- haufen anstießen. Fenster auf Fenster öffnete sich. „Wo brennt's?“ — „Wo ist das Feuer?“ riefen ängstliche Stimmen hinab und unverständliche Antworten klangen hinauf.

Immer größer, immer massenhafter wurden die Feuer- körper, die der Sturm durch die Luft jagte; brennende Holzstücke schossen über die Häuser hin, flammende Fegen wirbelten durch die Straßen. Das Anschlagen der Sturm- glocke, das Rauseln der Trommeln, der bange Ruf der Feuerhörner mischte sich mit dem Heulen des Windes, der die Lüne zerriß. Heller und heller ergoß sich die Gluth über die Stadt, und in ihrem Widerschein funkelten die Messinghelme der Feuerweh, die mit Leitern und Schlauchröhren hinter den über das Pflaster donnernden Spritzen dareinstürmten.

Es war der Grandsire Circus, der in hellen Flammen stand. Von dem hölzernen Bau, der den Anblick einer einzigen Feuerfäule bot, war nichts zu sehen. Der Sturm schlang die fliegenden Feuerbrände gleich Fackeln und warf sie auf die zunächst gelegenen Häuser, auf deren Rettung sich die Thätigkeit der hin- und wider- eilenden Spritzen allein beschränken mußte.

Bald war der ganze Bau mit Stallungen und Garderobe, mit den roth ausgeschlagenen Tribünen, mit seinem feillichen Fahrenschmuck, mit all den flitterbesetzten, gold- und silberschimmernden Kostümen ein rauchender Aschenhaufen.

Der erste am Platze war Mr. Grant selbst gewesen, wie die beiden Stallknechte erzählten, welche die Nacht- wache gehabt hatten.

Der Circusbesitzer hatte sich mitten in die Flammen gestürzt, um seine drei arabischen Hengste zu retten, in deren unmittelbarer Nähe das Feuer ausgebrochen war. Aber es war zu spät gewesen und bei den verkohlten Körpern der kostbaren Pferde fand man auch den gräßlich verkümmerten Leichnam ihres Besitzers, der kurz vorher noch in blühender Manneskönig unter den Lebenden gewandelt war.

Nach Aussage der Stallknechte mußte das Feuer von einer böswilligen Hand angelegt sein, denn es war fast gleichzeitig an zwei Punkten ausgebrochen. Zuerst hatte eine mit furchtbarer Schnelligkeit sich verbreitende Flamme die Stallung der drei Hengste ergriffen und gleich darauf loderten die Garderoberräume auf, welche auf der entgegengesetzten Circusseite lagen.

Der Zeichenlehrer Beller war seit diesem Abend spur- los verschwunden. Erst mehrere Tage später entdeckten Hölzfäller auf der schwarzen Oberfläche eines berüchtigten Sees, welcher eine halbe Stunde von Bellerlunne ent- fernt lag und im Volksmunde der „Geistersee“ hieß, einen Gut. Er wurde mittels eines Floßes aufgefischt und nicht nur die am Futter befestigte Visitenkarte mit dem Namen Heinrich Beller ließ auf den Eigentümer

schließen, sondern auch die Gattin des Verschwundenen erkannte den Gut als den ihres unglücklichen Gemahls.

Das Urtheil der Welt war bald gesprochen. Man wußte allgemein um das Verhältniß des Circusdirektors zu der Frau des Zeichenlehrers. In furchtbarer Erregung war der letztere an jenem Abend, wo er im Wirths- hause die Treulosigkeit seiner Gattin erfahren, fortgestürzt und hatte daheim, wie Hausbewohner berichteten, den Kunststreiter angetroffen.

Ob es zu Auseinandersetzungen gekommen war, wußte Niemand zu sagen. Man hatte nur alle drei nach einander das Haus verlassen hören und während des Feuers war Frau Beller in betäubtem Zustande von Leuten heimgebracht worden, die sie auf der Straße liegend gefunden.

Ohne allen Zweifel war der Brand des Circus ein Racheakt Bellers an dem Kunststreiter gewesen und der Rächer hatte sein Leben im Geistersee geendet, sei es aus Verzweiflung über die Treulosigkeit der Gattin oder aus Rache über die rasche Schreckensthat, die ihn zum Mörder machte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— **Bauschutt**, ein guter Dünger. Der Bauschutt wird gewöhnlich gar nicht benutzt, sondern an Orte gebracht, wo er nicht weiter dem Boden als Düngungsmittel nützt. Er ist aber sehr wichtig durch die ihm bewohnenden Kalt- und Thontheile. Liegt der Schutt kurze Zeit frei in der Witterung, ist er besonders während eines Winters den Nachtfrost ausgesetzt und läßt man ihn dann ebenso frei, mit Mist vermischt, noch ein Jahr liegen, so wird der größte Theil der festen Masse aufgelöst sein und man gewinnt dadurch einen vortrefflichen Dünger, welcher durch seine verschiedenen Bestandtheile die besten Wir- kungen auf den durch ihn bestellten Boden hervorbringt.

— **Mit der jetzt so beliebten Ver- wendung des Wellblechs bei Bauten** hat man in zwei Berliner Markthallen eine bemerkens- werthe Erfahrung gemacht, die auch für weitere mit diesem neuen Industrieartikel in Beziehungen stehende Gewerbetreibende von Bedeutung ist. In den Markt- hallen am Alexanderplatz und in der Zimmerstraße trat nämlich die Erscheinung auf, daß bei der Ver- wendung Zinkverbedungen, die ohne Verwendung einer Zwischenlage unmittelbar auf den Ziegelfest verlegt waren, nach verhältnißmäßig kurzer Zeit an der Oberfläche Durchlöcherungen und Zerstörungen sich zeigten, welche besonders kräftig an den Trauf- lanten und nur an allen den Punkten hervortraten, an denen das Zink mit den Steinen in unmittelbare Berührung gekommen war. Der örtliche Befund be- wies klar, daß der Angriff des Zinks von der Unter- seite her erfolgt war, und durch die chemische Unter- suchung des Mauersteinmaterials wurde festgestellt, daß dasselbe eine beträchtliche Menge, und zwar bis zu 1,11 pCt. lösliche Salze enthielt. Weitere Ver- suche zeigten, daß die weiteren Mengen zerflüssiger Salze wohl im Stande sind, das Zink in der vor- gekommenen Weise zu zerlegen und daß dieser Vor- gang durch hinzutretende Feuchtigkeit, die aus dem nicht völlig ausgetrockneten Mauerwerk oder aus Aus- dünstungen der umgebenden Bäume herrührt, be- schleunigt wird.

— **Eine schlaue Schwedin**. In New-York traf kürzlich im Castle Garden, der Landungsstelle für Einwanderer, ein schwedisches Mädchen Namens Anna Pauline Anderson ein, welchem die Einwanderungs- behörde das Landen nicht gestatten wollte, da sie einen Säugling mit sich führte, aber weder den Vater des Kindes noch irgend welche Geldmittel bei sich hatte. Pauline setzte sich mit ihrer in Brooklyn als Dienst- mädchen beschäftigten Schwester Christine in Verbindung und der Letzteren gelang es, das Landen der jungen Mutter in folgender originellen Weise zu be- werktelligen: Christine begab sich nach einem Gast- hause für schwedische Einwanderer, woselbst sie die Bekanntschaft eines erst vor Kurzem eingewanderten Schweden Namens Björndahl machte. Sie erzählte demselben das Schicksal ihrer Schwester, erwähnte, daß dieselbe ein Vermögen von 22,000 Goldfronen besitze und fügte hinzu, wenn sich Jemand fände, der Pauline heirathen wolle, würde Niemand sie am Be- treten des Landes verhindern können. Die 22,000 Kronen verfehlten nicht, auf den jungen Mann einen bedeutenden Eindruck zu machen, und er erklärte sich bereit, seiner Landsmännin aus der Verlegenheit zu helfen. Man begab sich sofort nach dem Castle Garden, wo Björndahl, nachdem er Rücksprache mit Pauline genommen, in Uebereinstimmung mit derselben den betreffenden Beamten gegenüber behauptete, er sei der Vater des Kindes der jungen Schwedin und er habe dieselbe herüberkommen lassen, um sie zu seiner Frau zu machen. Die Beamten glaubten dieser An- gabe und die Trauung wurde sofort in ihrem Beisein durch einen lutherischen Geistlichen vollzogen, worauf dem Verlassen des Castle Garden seitens der jungen Einwanderin keine Hindernisse weiter in den Weg gelegt wurden. Das neugeborene Ehepaar nebst der Schwester der jungen Frau begaben sich auf einen Spaziergang durch die Stadt. Untermwegs gab die Frau ihrem Manne Geld, um sich einen neuen Hut zu kaufen, und als Björndahl aus dem Hutmaden,

vor dem die beiden Landsmänninnen stehen geblieben waren, wieder heraustrat, waren dieselben verschwunden. Der „alte Schwede“ hat seine Frau bis heute nicht wiedergefunden und ist schließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß er nur als Mittel gedient, der hübschen Pauline aus der Klemme zu helfen.

— **Folgendes lehrreiche Histröchen** wird von einem Berliner Geistlichen mitgetheilt: Eines Tages erscheint bei ihm in der Sprechstunde ein Herr, welcher ihm erzählt, seine Frau sei schwer erkrankt und er brauche daher die Summe von 100 Mark. Ob er nicht im Stande sei, ihm dieselbe zu verschaffen? Der Geistliche notirt sich Name und Wohnung des Bittstellers und verspricht denselben zu besuchen und sich um seine Verhältnisse zu bekümmern. Tags darauf schon erhält er (wörtlich) folgenden Brief: „Herrn K., Prediger hier. Berlin, den 15. August 1887. Ich verzichte auf Ihr freundliches Anerbieten, da mir ein katholischer Pfarrer schon geholfen hat. Ich will Ihnen auch gestehen, daß ich mich zu einer Nothlage hinreißen ließ, denn ich brauchte das Geld, um einen Wechsel zu bezahlen, wäre ich nicht im Stande gewesen, hätte ich Schlimmes zu befürchten gehabt. Meine Frau ist Jüdin gewesen und zum lutherischen Glauben übergetreten, da ich aber sehe, daß der Katholik aus reinem Herzen hilft und reich- lich, so habe ich den Entschluß gefaßt, mit meiner Frau Katholik zu werden. Ich ersuche Sie höflichst, mir nicht erst zu besuchen. Achtungsvoll Wilh. K.“

— **Sonnenfinsterniß-Humor**. In Alten- burg kam ein junges Mädchen in ein dortiges Ge- schäft, um sich wegen irgend eines Gegenstandes zur Beobachtung der Finsterniß Auskunft zu holen. „Ja, wissen Sie denn noch nicht,“ meinte ein gerade an- wesender Herr, „daß die Sonnenfinsterniß wegen des schlechten Wetters verlegt werden soll?“ Mit gläubiger Miene hört das Mädchen zu, als ihr nun aber der Bescheid wird, die Sonnenfinsterniß solle statt Freitag am folgenden Sonntag auf dem Schönenanger stattfinden, wozu es fastige Roßbratwürste gäbe, und auch frisch angestrichen würde, da merkte sie den Spas und verschwand mit den Worten: „Sie wollen mich wohl uze?“

Deutscher Reichsbote.

Kalender für Stadt und Land für 1888. Verlag von Velhagen und Klasing in Wiesbaden und Leipzig. Preis 40 Pfennig. Diesen Kalender, welcher soeben wieder seine Wandlung antritt und alljährlich von hunderttausenden von Lesern als liebgewordener Hausfreund begrüßt wird, können wir als ein wirklich gutes Volksbuch empfehlen.

Der reiche Inhalt, durchweg aus der Feder namhafter und beliebter Volkschriftsteller, bietet eine ebenso gebiegene als in- teressante Lektüre für Jung und Alt. Um die Vielseitigkeit des Inhalts anzudeuten, nennen wir von dem im Kalender Darge- botenen: „Der Schatz von Bernsdorf.“ Erzählung von A. von Rotenburg. Mit neun Illustrationen. „Auf Abjagung.“ Skizze aus dem Leben. „Dr. Karl Gerol, der schwäbische Prälat und Dichter“ von C. Frommel. Mit Porträt. „Bilder aus dem Mandorleben.“ Mit mehreren Illustrationen. „Schar- fennig.“ Humoreske von Wilhelm Fischer. Illustrirt. Ferner: Die Weltumschau des Reichsboten, die, reich illustirt, das Haupt- sächlichste des vergangenen Jahres bringt. Eine Anzahl wirklich guter Anekdoten sind geeignet, dem Humor zu seinem Recht zu verhelfen. Die Ausstattung des Kalenders ist eine ganz vorzüg- liche. Außer den vielen künstlerisch ausgeführten Illustrationen, theils dem ersten, theils heiterem Genre angehörend, bringt der Kalender noch als Gratisbeigabe ein Farbendruckbild „Unser Hohenzollern“, eine Reproduktion des bekannten großen Gemäldes, welches zum Einrahmen bestimmt ist und jedem deutschen Hause als Zimmerschmuck willkommen sein wird. Ein fertig ausgezo- ener Wandkalender, vollständigste Marktverzeichnis, ein Schreib- und Notizkalender u. a. vervollständigen die praktische Brauch- barkeit des Kalenders. Und dies alles für 40 Pf.! Wir machen besonders alle die, welche sich für die Verbreitung guter Volks- schriften interessieren, auf den deutschen Reichsboten aufmerksam.

Standesamtliche Nachrichten von Schönheide

vom 21. bis 27. August 1887.

Geboren: Ein Sohn: dem Handarbeiter August Hermann Dittich hier Nr. 346; dem Wärfenfabrikarbeiter Ernst Richard Baumann hier Nr. 197; dem Oekonom Max Ebert hier Nr. 372. Eine Tochter: Der unverheh. Tambourierin Ernestine Albine Schott hier Nr. 199; dem Wärfenfabrikarbeiter Her- mann Baumann hier Nr. 473; dem Wärfenfabrikarbeiter Franz Eduard Thien hier Nr. 138 B; dem Handarbeiter Carl Friedrich Ludwig Siegel hier Nr. 377.

Gefestigungen: der Buchhalter Gustav Gänzel hier mit der Handkühnählerin Louise Ida Punkt in Schönheidehammer; der Klempner Friedrich Hermann Schürer in Stollberg mit der Tambourierin Auguste Emilie Dösch hier.

Verstorben: Christiane Augustine verw. Dösch geb. Schle- finger hier Nr. 284, 71 J. alt; des Druckers Friedrich Her- mann Fiedel hier Nr. 453 Sohn, Ernst Albin, 4 J. alt; des Handarbeiters Carl Friedrich Ludwig Siegel hier Nr. 377 Tochter, Auguste Minna, 1 Stunde alt.

Chemnitzer Marktpreise

vom 27. August 1887.

Weizen russ. Sorten	8 Mt. 80 Pf. bis 9 Mt. — Pf. pr. 50 Kil.
sächsl. gelb u. weiß	8 . 45 . . . 8 . 75 . . .
amerikanischer	8 . 60 . . . 8 . 90 . . .
Roggen preussischer	6 . 30 . . . 6 . 40 . . .
sächslischer	6 . 10 . . . 6 . 25 . . .
fremder	6 . — . . . 6 . 15 . . .
Gerstenerste	7 . 25 . . . 8 . 50 . . .
Haltergerste	6 . — . . . 6 . 50 . . .
Hafer, sächslischer,	5 . 75 . . . 6 . — . . .
Rothweizen	8 . 25 . . . 8 . 75 . . .
Rabl u. Futtererbsen	7 . — . . . 7 . 50 . . .
Hau	3 . — . . . 3 . 50 . . .
Stroh	2 . — . . . 2 . 50 . . .
Kartoffeln	3 . 25 . . . 3 . 40 . . .
Butter	2 . — . . . 2 . 60 . . . 1 .